Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 14 (2007)

Heft: 2

Artikel: Gemeinschaft der Gefühle : Praktiken sozialer Einbindungen in den Briefen einer liberalen Bildungsbürgerin

Autor: Joris, Elisabeth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-32604

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gemeinschaft der Gefühle

Praktiken sozialer Einbindung in den Briefen einer liberalen Bildungsbürgerin

Elisabeth Joris

Bei der Auswertung privater Korrespondenzen stellt sich die Frage nach der Historizität von Emotionen gleich doppelt. Zum einen verweist der private Briefwechsel als soziale Interaktion auf Gefühle, zum andern werden in privaten Briefen Gefühle sprachlich kreiert. Briefe sind immer auf die Leserin, den Leser hin konzipiert, weshalb Briefe nicht einfach narrativ strukturierte Erfahrungen vermitteln.[1] Das bedeutet, dass Emotionen in privaten Korrespondenzen zwar Erfahrungen im Sinne von Wahrnehmungs- und Bewertungsprozessen implizieren, sich aber erst in Handlungszusammenhängen entfalten und in den Praktiken des Briefeschreibens zeigen.[2]

Obwohl sich William M. Reddy gegen den kulturgeschichtlichen Ansatz stellt,[3] versteht doch auch er Gefühlsäusserungen nicht als Beschreibung, sondern immer als performativen Akt, der bei den andern wie beim Sprechenden selbst Wirkung erzeugt. Mit dem analytischen Begriff «emotives» bezieht sich Reddy auf die Äusserung von Gefühlen, die immer zugleich das verändern, worauf sie rekurrieren.[4] Briefeschreiben ist als interpersonale Kommunikation per se ein performativer Akt, bei dem ein Komplex kultureller Normen die Art des Schreibens mitbedingt. Wie, wann und mit wem korrespondiert wird, ist also je nach historischem Kontext anders kodiert. Bei der Analyse von Briefen stellt sich demnach nicht nur die Frage, was der Text spiegelt. Vielmehr ist in Anlehnung an die Ansätze der performativen Kulturgeschichte auch zu fragen: Was tut der Text? Was wird inszeniert?[5]

Dieser Beitrag fragt an einem Beispiel aus dem Schweizer Bürgertum des 19. Jahrhunderts nach der Bedeutung von Emotionen für die Konstituierung von Gemeinschaften und fokussiert damit die Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft. Zu diesem Zweck setze ich mich mit dem Korrespondieren als Interaktion wie mit den Korrespondenzen als Text auseinander. Als Quellenmaterial dienen mir die Briefe der Schweizer Bildungsbürgerin Emilie Paravicini-Blumer, die in den Kontext der Konsolidierung des Bürgertums als dominierende gesellschaftliche Kraft gestellt werden. Ich analysiere die Korrespondenz unter dem Gesichtspunkt der Dynamik von Gefühlen, zum einen bei der Konstituie-

rung privater Gemeinschaften, zum andern beim Prozess der Einbindung in die politischen Bewegungen. Im ersten Fall geht der Prozess der Einbindung nach innen, im andern nach aussen.[6]

Emotionen in den Korrespondenzen des Bürgertums

Die Analyse von Briefwechseln bildet einen besonders Erfolg versprechenden Zugang, um den Stellenwert von Emotionen im Bürgertum zu erforschen, denn Briefwechsel erzeugten sowohl über ihre Materialität als auch im Akt des Schreibens und Lesens emotionale Beziehungen. Emotionen wurden in der Bürgertumsforschung[7] vor allem als Teil bürgerlicher Lebenswelt und Kultur, bürgerlicher Werte und Identitätskonstruktionen thematisiert.
Nach Rebekka Habermas war Korrespondieren im 19. Jahrhundert eine genuin bürgerliche Praxis, um sich selbst gleichermassen als Individuum und Teil der bürgerlichen Gesellschaft zu inszenieren und zu verständigen.[8] Es war die zentrale Form, um durch Vergegenwärtigung im und durch den Brief räumliche und zeitliche Distanzen zu überwinden. Im Schreiben wurde Erlebtes, Gesehenes und Erlerntes auf die Adressatin oder den Adressanten hin bewusst gestaltet, das heisst kondensiert, interpretiert und in einen Deutungszusammenhang gebracht. Lesend hielt die Empfängerin oder der Empfänger des Briefes ein materielles Zeugnis der Beziehung in den Händen.[9] Als Teil eines kommunikativen Austauschprozesses stellten Briefe einerseits reziproke Beziehungen zwischen der Senderin und dem Empfänger und allfälligen weiteren Leserinnen des Briefes her. Indem Dritte erwähnt und miteinbezogen wurden, konstruierten Briefe andererseits auch ein weiter gespanntes Beziehungsnetz. Der Briefwechsel diente dazu, sich sowohl der gegenseitigen Verbundenheit zu versichern als auch das emotionale Eingebundensein in einem breiteren Beziehungsnetz zu bestätigen und zu erneuern.[10] Diese Erneuerung erzeugte der briefliche Austausch durch repetiertes Geben, Empfangen und erneutes Geben, als nie endender Kreislauf und nie endendes wechselseitiges Engagement.[11] Briefe erzeugten also emotionale Beziehungen sowohl über ihre Materialität als auch im Akt des Schreibens und des Lesens.
Im privaten Briefwechsel wurde implizit oder explizit immer auch auf den bürgerlichen Wertekanon[12] verwiesen, der durch die Erwartung an den individuellen Willen zur «Selbstverbesserung» geprägt war. In der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, in der nicht mehr Privilegien und Grundbesitz den Stand und die Stellung definierten, waren neben der Bildung und Ausbildung die Festigung und Ausweitung von Familienverbindungen durch geschickte Heiratspolitik, Pflege der Verwandtschaften und Bekanntschaften von grossem Gewicht. Die

Familienverbindungen dienten der Vermögens- und Kapitalakkumulation wie dem Zugang zu wichtigen Positionen in Staat und Politik. In diesem Kontext hiess «Selbstverbesserung», sich unermüdlich um die Entfaltung aller geistigen Anlagen und körperlichen Fähigkeiten zu bemühen und damit einen Beitrag zum sozialen Aufstieg oder zumindest zur Stabilisierung des Status der eigenen Familie zu leisten. Vor allem in der sogenannten formativen Phase des Bürgertums in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geriet das Arbeits- und Leistungsethos zum Selbstzweck und Inbegriff bürgerlicher Lebensweise und die Familie zum zivilisatorischen Kernraum der neuen Gesellschaftsordnung.[13] Dieser Wille zur Selbstverbesserung als Grundlage der Optimierung familienbezogener Ressourcen ging mit der Emotionalisierung der privaten Beziehungen einher, die als Ausdruck individueller Zuneigung moralisch aufgewertet wurden.
Aufgrund der geschlechterspezifischen Zuordnung der Räume und Tätigkeitsfelder verbanden sich mit der Selbstverbesserung durch Leistung und Bildung für Frauen und Männer aber je andere Erwartungen. Dies zeigt sich auch in den Korrespondenzen. Obwohl private Familiennachlässe oft mehr Briefe von weiblichen als von männlichen Familienmitgliedern enthalten[14] und Briefe Schreiben für Frauen aus dem Bürgertum fast obsessiven Charakter[15] hatte, bleibt umstritten, ob die private Korrespondenz im 19. Jahrhundert vor allem als weiblich zu definieren ist.[16] Unbestritten scheint mir jedoch, dass die in den Briefen evozierten Gefühle von Frauen und Männern anders konnotiert waren, da deren soziale Einbindung divergierte. Aufgrund der auch rechtlich bedingten Geschlechterasymmetrie unterschieden sich die Erfahrungen von Frauen und Männern des Bürgertums, da Frauen und Männer bürgerliche Normen und Werte geschlechterdifferendierend interpretiert und in geschlechterdifferendierende Praktiken umsetzten.[17]

Der Briefnachlass der Bildungsbürgerin Emilie Paravicini-Blumer

Emilie Paravicini-Blumer (1808–1885) war das älteste von acht Kindern eines Landarztes aus der alten politischen Führungsschicht des Kantons Glarus. Sie wurde zusammen mit ihren Schwestern zuerst von der Mutter, dann von einer Hauslehrerin unterrichtet. Da der Vater Johann Jakob Blumer allmählich erblindete, wuchs sie schon in jungen Jahren in die Rolle der Begleiterin, Helferin und Vorleserin ihres Vaters hinein. Dieser verfasste unter dem Einfluss der Aufklärung und der Romantik Schriften zur wirtschaftlichen Verbesserung des Kantons und pathetische Gedichte. Um die gesellschaftliche Stellung der Familie nach dem politischen und wirtschaftlichen Umbruch im Gefolge der Helvetik und der im Kanton Glarus früh einsetzenden Industrialisierung zu konsolidie-

ren, arrangierte er 1825 mit dem verwitweten Ratsherrn und Baumwollhändler Johann Paravicini die Heirat seiner ältesten Tochter mit dessen geistig etwas zurückgebliebenem Sohn Bartholome (1799–1862).[18] Emilie Paravicini-Blumer deutete ihre Verheiratung später als Missachtung ihrer Begabungen. Nach dem Tod des Schwiegervaters beziehungsweise des Vaters erweiterte sich der Handlungsspielraum von Emilie Paravicini-Blumer. Sie avancierte einerseits sukzessive zum Vormund ihres Ehemanns und ihrer jüngeren Geschwister. Als Teil der liberalen Elite, die in Europa den gesellschaftlichen Aufbruch repräsentierte und mit der sie sich über Lektüre und persönliche Beziehungen verbunden fühlte, engagierte sie sich andererseits im Dienste der Freiheitsbewegungen und der Volksbildung. In den beiden letzten Jahrzehnten ihres Lebens betätigte sie sich als (Laien-)Homöopathin und trug gegen den Willen der organisierten Ärzteschaft über ihr Netzwerk zur Freigebung der ärztlichen Praxis im Kanton Glarus bei.

Mit ihren Geschwistern, Nichten und Neffen blieb sie bis zum Tod in Kontakt und fungierte als eine Kommunikationszentrale der verschiedenen miteinander verwandten Familien inner- und ausserhalb des Kantons Glarus. Mit den Verwandten aus dem Glarner Fabrikantenmilieu verkehrte sie über gegenseitige Besuche, mit den im städtischen Bürgertum verankerten Familien Usteri-Blumer in Zürich und Girard-Blumer in Basel über Briefe. In der Regel waren ihre Briefe immer von der Länge eines Briefbogens. Auch die von mir eingesehenen Originalbriefe ihrer Schwestern hatten in der Regel diesen Umfang. Nicht die zu vermittelnden Nachrichten definierten die Länge, sondern es wurden jeweils Inhalte für die Grösse eines Briefbogens geschaffen. Wichtig war nicht nur der Inhalt der Briefe, sondern der Austausch an sich.[19] Die regelmässig, beispielsweise wöchentlich, eintreffenden Briefe waren ein untrügliches Zeichen für den normalen Gang der Dinge, deren Ausbleiben Anlass zu Sorge.

Erhalten sind vor allem die Briefe aus dem Nachlass der Familie der jüngsten Blumer-Schwester, Katharina Usteri-Blumer. Da deren Nachkommen mit den Nachkommen der anderen Schwester, Hanna Girard-Blumer, über die Heirat zwischen Cousin und Cousine noch zusätzlich verschwägert waren, wurden diese Dokumente im 20. Jahrhundert auf verschiedene Nachlässe in Privatarchiven und im Zürcher Staatsarchiv verteilt.[20] Für diesen Beitrag stütze ich mich vor allem auf den Korpus von 350 Briefen Emilie Paravicini-Blumers an die Nichten Emma und Betsy Usteri aus dem von der Familie de Quervain verwalteten Archiv. Weil ein Teil dieses Nachlasses jedoch fehlt, verwende ich zusätzlich längere Zitate aus Emilie Paravicini-Blumers Korrespondenzen mit ihrer Freundin Hortensia Margaretha Koller-Steinbrüchel im biografischen Roman von Helene von Lerber, die 1965 beim Schreiben ihres Werkes noch über heute vermisste Briefe verfügte.[21]

Mitleiden als Kategorie der Inklusion und Exklusion

Ausser im Falle ganz besonderer Ereignisse wichen die Briefe, die Emilie Paravicini-Blumer seit dem Tod ihrer Schwester Katharina Usteri-Blumer 1873 an ihre Nichten Emma und Betsy Usteri in Zürich schrieb, im Laufe der Zeit inhaltlich nur wenig voneinander ab. Herausragende Bedeutung kam dem «Leiden» zu, das in vielen Briefen den thematischen Kitt bildete. Einer Endlosschleife oder einem nie versiegenden Strom gleich wurde das Leiden in vielfältigen Ausprägungen immer wieder zum Ausdruck gebracht und dabei mit jedem Brief sprachlich neu kreiert und evoziert. Emilie Paravicini-Blumer umschrieb sowohl die eigene körperliche und seelische Befindlichkeit als auch die Befindlichkeit von ihr nahestehenden Personen. In ihren Briefen waren solche Zustände fast immer mit Leiden konnotiert, Leiden wiederum mit Schmerz. Schmerz implizierte als Empfindung die Gefühlsebene, wobei sich diese enge Beziehung weder auf das 19. Jahrhundert noch auf die christliche Tradition beschränkt. Daher gilt Schmerz in den Kulturwissenschaften als eine zentrale Kategorie von Emotionalität. Mit der Thematisierung von Leiden wird Anteilnahme eingefordert, und auf diese Weise wird das Reden über Leiden zum einem Mittel der Produktion und Reproduktion emotionaler Beziehungen.[22] Beispielhaft zeigt sich dies in einem Brief von Emilie Paravicini-Blumer an die Nichte Emma Usteri.

Im Brief vom 26. Juni 1876 macht sich Emilie Paravicini-Blumer Sorgen um die Gesundheit der Nichte.[23] Der Brief umfasst wie üblich vier Seiten und ähnelt in seinem Aufbau und seiner inhaltlichen Ausrichtung vielen anderen Schreiben. Emilie Paravicini-Blumer bekundet zuerst ihre innere Anteilnahme an den Verpflichtungen von Emmas Schwester Betsy, die zwei Söhne der erholungsbedürftigen Cousine Anna de Quervain-Girard aus Bern betreute und sich der unpässlichen Schwester Pauline angenommen hatte. Als spezifischen Grund nennt sie danach ihre Unsicherheit in Bezug auf Emmas Schmerzen im Arm. Sie erinnere sich an bereits schon einmal aufgetretene «nervos-rheum: [athische] Schmerzen in den Armen» Emmas und hoffe, dass es sich nur um eine «Diversion» des Rückenleidens handle. Im Evozieren der früheren Leiden und der kommenden Genesung dehnt sie den zeitlichen Raum in die Vergangenheit und in die Zukunft aus. Sie setzt den Genesungsprozess auch in einen geografisch-klimatischen Rahmen, indem sie den Einfluss des Wetters und der Jahreszeit auf das Wohlbefinden der Nichte erwähnt. Dabei konstruiert sie den Alpenkanton Glarus als eine Bühne, auf der Stürme und sintflutartige Niederschläge aufziehen, die Emma als Leserin zusammen mit der betroffenen Bevölkerung vor Kälte und Furcht erzittern lassen sollten. Sie schreibt über die Wirkung des Wetters auf ihre eigene psychische und physische Verfasstheit:

«Gestern Abend ist eben die gute Anna mit ihrer Kleinen abgereist: in der Nacht Sturm u:[nd] Schnee auf den Bergen – u:[nd] Alles zusammen hat mich wieder etwas schachmatt gesetzt.» Die Erwähnung der schlechten Witterung verbindet sie mit der prekären gesundheitlichen Situation von Anna de Quervain-Girard, die sich mit der kleinen Tochter zur Erholung bei ihr aufgehalten und auf dem Heimweg über Zürich einen Brief für Emmas Bruder Paul Usteri abgegeben hat. Dies bietet Emilie Paravicini-Blumer Anlass, nicht nur den Neffen Paul Usteri in Gedanken mit einzubeziehen, sondern ihre Sorge auf die weitere Verwandtschaft auszudehnen: auf die im Sterben liegende Lotte, Ehefrau des Neffen Theodor Girard, auf die kranke Bertha, Ehefrau des Neffen Emil Girard, auf die schwermütige Lisette, Ehefrau des Neffen Fritz Dinner, auf die asthmatische Schwester Anna Paravicini-Blumer, auf deren von Lungenschmerzen befallenen Sohn Wilhelm und dessen Familie, aber auch auf die von ihr betreute und an einer «unheilbaren weissen Kniegeschwulst» leidende Schwester Agatha und schiesslich auf ihre immer noch kranke Magd Sophie. «So geht mir das Leben in Krankenpflege u:[nd] Krankensorge auf. Ich weiss bald von nichts Anderem mehr.» Schreibend inszeniert Emilie Paravicini-Blumer eine Welt von Schmerzen und drohender Leiden, der sie als Konterpart nur den erwarteten Besuch einer Freundin entgegenstellt.

Die Bedeutung dieses Briefes lag nicht primär in der Fülle der Informationen, da diese zum Teil schon bekannt waren und in vielen Briefen nach dem immer gleichen Muster variiert wurden. Vielmehr wurde über die Beschreibung der Sorgen um die Nächsten eine Gemeinschaft der Gefühle hergestellt. Die sorgenvollen Mitteilungen erforderten Reaktion und Antwort, provozierten eine Zirkulation des Mitfühlens und des Mitleidens und schufen dadurch einen Raum der emotionalen Verbundenheit. Ausgehend von Leiden und Schmerzen wurde in Emilie Paravicini-Blumers Brief an Emma Usteri eine ganze Palette von Gefühlen heraufbeschworen: Liebe, Hoffnung, Sorge, Furcht, Anteilnahme, Mitleid, Trauer. Gesprochen – namentlich oder indirekt – wurde von fünf Blumer-Schwestern, zwei Schwägern, 15 Nichten, Neffen, deren Ehefrauen oder -männern und Kindern, zwei Mägden, zwei Freundinnen und einer Tochter einer Freundin. So entstand ein Milieu im Sinne eines Kreises von Personen, die, in Wechselwirkung mit ihrem Umfeld, durch den gegenseitigen Austausch sozial und emotional aufgehoben waren.

Die häufige Erwähnung des Leidens findet sich nicht nur in den Briefen Emilie Paravicini-Blumers. Auch in den von Rebekka Habermas ausgewerteten Briefen einer Bürgerin aus Nürnberg wird in jedem zweiten Brief vom Leiden der Familienangehörigen, Verwandten und Bekannten geschrieben.[24] Habermas begründet dieses immer wiederkehrende Reden vor allen damit, dass Frauen für Geburt, Krankheit und Tod zuständig waren, Ereignisse, die damals noch im

privaten Raum der Familie erlebt wurden. Ohne die Bedeutung dieser Zuständigkeit für die immer wiederkehrende Erwähnung der von Schmerzen betroffenen Personen aus dem nahen und weiteren Umfeld zu verkennen, sehe ich in dieser häufigen Thematisierung auch eine Praxis des sozialen Ein- und Ausschlusses. Denn die über das Mitleiden konstruierte Gemeinschaft der Gefühle hatte ihre Grenzen. Wie im Brief an Emma Usteri vom Juni 1876 fehlen in den meisten Briefen Emilie Paravicini-Blumers Hinweise auf den Bruder Peter Blumer und die Schwester Magdalena Schindler-Blumer.

Peter Blumer war zwar bereits 1871 gestorben, doch auch Katharina Usteri-Blumer sowie Hanna Girard-Blumer und ihr Mann waren bereits tot und wurden dennoch immer wieder erwähnt. Die Nichterwähnung des Bruders war eine Folge seines fehlenden Subjektstatus innerhalb der Verwandtschaft. Er nahm am zirkulären Austausch nicht teil, sondern war Objekt von Verfügungen. Seit den 1850er-Jahren war er auf Veranlassung der Verwandten wegen psychischer Störungen in einer Anstalt interniert. Die Erwartung, sich zum Wohl von Familie und Gesellschaft unentwegt um «Selbstverbesserung» zu bemühen, vermochte er nicht zu erfüllen. Zwar besuchte ihn Emilie Paravicini-Blumer bis zu seinem Tod im Jahr 1871 regelmässig in der psychiatrischen Anstalt St. Pirminsberg, doch die Beziehung war einseitig, ein gegenseitiger Austausch nicht möglich. Als Leidender wurde der «arme» Peter nicht von der emotionalen Zuwendung ausgeschlossen, doch fehlte das Element der Reziprozität, eine Voraussetzung, um sich der eigenen Akzeptanz und Stellung in der Familie und der Gesellschaft zu vergewissern.

Selbst von der Einbindung in die Gemeinschaft der Gefühle ausgeschlossen war die Schwester Magdalena Schindler-Blumer. Wie Peter Blumer nahm sie nicht am reziproken Austausch teil. Sie leistete den Verfügungen der Verwandten Widerstand und verweigerte den Objektstatus, der ihr aufgrund ihres Lebenswandels zugewiesen wurde. Sie galt als Frau von zweifelhaftem Ruf, die sich vom Ehemann trennen wollte und über die sich auch der Stillstand von Mollis auszusprechen hatte, der als Aufsichtsbehörde der evangelischen Kirchgemeinde über das sittliche Verhalten ihrer Mitglieder wachte.[25] Ein wiederkehrendes Thema in den Briefen war nicht das Leiden der Schwester, sondern die eigene Furcht vor neuen Belastungen, die ihr Lebenswandel der Verwandtschaft verursachen könnte. Nachdem der Ehemann Jakob Schindler 1856 mit drei Söhnen und einer Tochter nach Nebraska ausgewandert war, sorgte Emilie Paravicini-Blumer mithilfe ihres Schwagers François Girard dafür, dass Magdalena Schindler-Blumer in einem Privathaushalt im baselländischen Pratteln unterkam und die Töchter Anna und Emilie Schindler in die Zeller'sche Anstalt für «verwahrloste arme Kinder» im südbadischen Beuggen eingewiesen wurden. Da Magdalena Schindler-Blumer sich aber schon bald nicht an die Vorgaben der Verwandten hielt, wurde sie mit

massivem Druck gezwungen, zusammen mit den beiden Töchtern dem Ehemann in die USA nachzureisen.[26]

Magdalena Schindler-Blumer verweigerte sich dem bürgerlichen Appell zur Selbstverbesserung und den damit verbundenen Praktiken. Sie gab mit ihrer Renitenz und der Trennung vom Ehemann die bürgerlichen Werte auch nicht an ihre Kinder weiter. Damit stellte sie die über eine geschickte Heiratspolitik stabilisierte Position der Familie und der Verwandtschaft im gesellschaftlichen Gefüge infrage, das von industriellem Aufbruch und Bildungsanstrengungen geprägt war. Damit bedrohte sie die Zugehörigkeit der Familie zur wirtschaftlichen und bildungsbürgerlichen Elite.

So sind Emilie Paravicini-Blumers Briefe an ihre Verwandten eine beredtes Zeugnis bürgerlicher Kultur. Sie zeigen, wie durch die Verknüpfung verschiedener lebensweltlicher Bezugssysteme die emotionale Einbindung erzeugt wurde: Dazu gehörten das Wetter, die Landschaft, körperliche und seelische Befindlichkeiten, die eigenen ebenso wie diejenigen von Nachbarn, Bekannten und Verwandten, von Frauen wie von Männern. In und mit den Briefen wurde über gegenseitige Verpflichtung und Anteilnahme ein dichtes emotionales Gefüge, eine Topografie des Beziehungsgeflechts hergestellt. Sichtbar wird nicht nur, wer in diesem Geflecht eingebunden, sondern auch wer ausgeschlossen war. Über den Diskurs des ständig zirkulierenden Mitleidens wurde eine Gemeinschaft der Gefühle konstituiert und deren Grenze definiert. So fungierten die diesem Diskurs inhärenten Emotionen auch als eine Kategorie der sozialen Inklusion und Exklusion.

Mitfühlen als Zeichen politischer Einbindung

Während mit dem Mitleiden – als Praxis gegenseitiger Unterstützung ebenso wie als diskursive Heraufbeschwörung emotionaler Nähe – eine Gemeinschaft definiert und nach innen gefestigt wurde, liess sich der Bereich der emotionalen Zugehörigkeit über diskursive Identifikationsprozesse fast grenzenlos ausdehnen. So war die über Emotionen definierte Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft im 19. Jahrhundert denn auch nicht auf familiale, verwandtschaftliche und freundschaftliche Netze beschränkt, sondern wurde auf die politische «community» ausgeweitet, auf die noch nicht als Parteien institutionalisierten sozialen Bewegungen.

William M. Reddy ortete den Umbruch in Richtung der Emotionalisierung des Politischen in die ersten Jahre der Französischen Revolution.[27] Auch nach Barbara Rosenwein war emotional begründetes Handeln für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht einseitig weiblich konnotiert, obwohl in der bürgerlichen

Kultur Emotionen als Gegenstück zur männlich definierten Ratio vor allem Frauen zugeordnet wurden. Vielmehr dynamisierten Gefühlsäusserungen den Diskurs der männlichen Exponenten des liberalen Aufbruchs.[28] In den letzten Jahren sind emotionsbezogene Ansätze zur Politik auch in der deutschsprachigen Forschung rezipiert und weiterentwickelt worden, unter anderem von der Historikerin Ute Frevert in ihrem Aufsatz zur Geschichtsmächtigkeit von Emotionen.[29]

In der Aufbruchszeit prägten Gefühle der Empathie den Diskurs der liberale Bewegung, die sich an der moralischen Kategorie der «Freiheit» orientierte und sich vom gemeinsamen Streben nach dieser Freiheit nährte.[30] Die Heraufbeschwörung der «Freiheit», verknüpft mit der Metapher der «Brüderlichkeit», schuf einen Raum grenzüberschreitender Verbundenheit und Zukunftshoffnung, von der Werke wie die von Beethoven vertonte *Ode an die Freude* von Schiller zeugen. Eine solche emotional aufgeladene Überhöhung des eigenen Strebens eröffnete als konstitutiver Teil der Bewegung auch Frauen die Teilnahme an politischen Auseinandersetzungen, während ihnen der Weg über die Institutionen öffentlicher Partizipation versperrt blieb. Gerade weil der Diskurs politischen Handelns im Namen der Humanität von religiöser Metaphorik in säkularisierter Form durchzogen war, schloss er mit dem Rekurs auf die «Brüderlichkeit» Frauen nicht aus.[31]

Auch Emilie Paravicini-Blumer schuf sich über ihre emotionale Identifikation mit der liberalen und patriotischen Bewegung neue Handlungsräume. Dies lässt sich an den Briefen Emilie Paravicini-Blumers an ihre Freundin Hortensia Margaretha Koller-Steinbrüchel zeigen, in denen sie über ihre Freundschaft mit dem radikalen Politiker und Historiker Gottlieb Hagnauer (1796–1880) schrieb. Gottlieb Hagnauer war zu Beginn der 1830er-Jahre ein Vertreter des nach politischem Einfluss strebenden Bildungsbürgertums. In dieser Zeit lebte die erst 23-jährige Emilie Paravicini-Blumer schon seit sechs Jahren im Hause ihres Schwiegervaters in Glarus und sah sich von diesem bedrängt, kontrolliert und eingeengt – ganz abgesehen davon, dass sie sich durch die arrangierte Ehe mit einem impotenten und ihr geistig weit unterlegenen Ehemann sowohl um die Möglichkeiten der Mutterschaft als auch um die eigenen Aspirationen betrogen fühlte, am öffentlichen Leben teilzunehmen. Emilie Paravicini-Blumer träumte davon, mit ihrem persönlichen «Wirken» und «Streben» an der Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse im Sinne der radikal-liberalen Postulate von Demokratisierung durch Volksbildung, der Gleichstellung von Stadt und Land und der Befreiung aller Völker von Fremdherrschaft zu partizipieren. Dieses Streben nährte sich aus der romantisch gefärbten Literatur aus Deutschland und Frankreich, der Lektüre liberaler Schweizer Zeitungen und der Identifikation mit den Aktivitäten der Männer aus der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, basierte aber auch auf der Ablehnung der katholisch geprägten Restauration

sowie der Engstirnigkeit und mangelnden intellektuellen Diskussionsfreude, die das bürgerliche Milieu von Glarus prägte. Durch die emotionale Einbindung in die liberale Bewegung durchbrach Paravicini-Blumer die Begrenzung und definierte ihre Rolle als Frau neu.

Die Begegnung der noch jungen Glarnerin mit dem zwölf Jahre älteren Aargauer Politiker Gottlieb Hagnauer, der nach seinen Studien in Deutschland in die Schweiz zurückgekehrt war, erweiterte in dem emotional wenig anregenden Umfeld von Emilie Paravicini-Blumers ersten Ehejahren deren gefühlsbetonte politische Parteinahme um die persönliche Dimension. Nach Gottlieb Hagnauers Besuch im Hause Paravicini 1831 schrieb Emilie Paravicini-Blumer an die Freundin Hortensia Margarethe Koller-Steinbrüchel: «Hagnauer [...], dieser Meteor, der am nächtlichen Himmel meiner Seele strahlend, erwärmend hinaufzog und so schnell wieder verschwand – wie das an der Lebenskraft nagt und zehrt! Mein Gritli, vergiss des Mannes politische und doch so erhabene, so hinreissende Ansichten und rufe Dir das Bild, das ich Deinem Gatten von ihm – wie schwach und matt zwar – entwarf, vor Dein inneres Auge, und du magst einigermassen begreifen, wie Deine warme, innige Emilie sich an den kalten, ernsten Mann schloss – innig wie der Epheu sich an die Eiche schliesst, mit welcher Wonne ich diese tiefen, reinen Quellen des reichsten, umfassendsten Wissens – der grossinnigsten, erhabensten Lebensansichten, dieses edle, tieffühlende Herz, diese Feuerseele, die sich unter eine Schneehülle birgt, selten, vielleicht nie von einer Frau gekannt, sich mir mehr und mehr auftauen sah, mit welcher Seligkeit ich hier an diesem Lebensborne trank! Wie ich keines dieser gehaltvollen Worte, keine dieser geist- und sinnvollen Andeutungen verlor! Wie ich zum ersten Mal diesem männlichen Mann gegenüber meine vollste Weiblichkeit fühlte, eben, weil er mir so hoch überlegen, so ganz Mann war, und doch auch wieder mich unendlich beglückt fand, dass dieser Mann mich seines Vertrauens, seiner Freundschaft nicht unwert fand. O, welch reiner, feiner, unaussprechlicher Reiz, welch einziger Genuss liegt in solchem geistigem Verkehr, in solchem Verstehen, in solchem Übereinstimmen; mit welcher Klarheit und Bestimmtheit sprach er oft aus, was kaum geahnt in meiner Brust schlummerte, was traumähnlich mir vorschwebte.»[32]

Die Widersprüche der Geschlechterordnung durchziehen diesen Text, der gleichermassen auf Gleichheit wie auf Polarität rekurriert. Nach Emilie Paravicini-Blumer stimmten sie und Gottlieb Hagnauer in ihrer Gesinnung überein. Bei ihrer Begegnung habe sich gezeigt, dass sie Seelenverwandte seien, weil sie sich im anderen selbst erkannten. Gleichzeitig beschrieb sie ihre Beziehung als politische Kameradschaft in einer in Bewegung geratenen Welt. Gegenüber Gottlieb Hagnauer sah sich Emilie Paravicini-Blumer trotzdem immer auch als Frau. Und als «Weib» erfuhr sie sich erst im Gefühl der Unterlegenheit

und Schwachheit, das sie gleichermassen mit dem Bild des (kraftvoll aufsteigenden) Meteors wie des damals verbreiteten Topos des (schwachen) Efeus heraufbeschwört, des Efeus, das nur ans Licht gelangt, weil es sich am Mann anlehnen kann.[33] In dessen geistiger Überlegenheit erkannte Emilie Paravicini-Blumer den Mann als Mann. Versteckter, aber nicht weniger deutlich kommt die andere Dimension des Weiblichen zum Ausdruck. Emilie Paravicini-Blumer vermochte als erste Gottlieb Hagnauers Gefühle zu erwecken, sie brachte die «Schneehülle» zum Schmelzen, sie zündete das Feuer in seiner Brust, das seinem Einsatz für die Befreiung aus der Unterdrückung zu einer Angelegenheit des Herzens machte. Im Evozieren von Gefühlen sah sie sich als Frau bestätigt, darin war sie mächtig. Diese Macht des «Weibes» war ebenso konstitutiver Teil ihrer Identität wie dessen Schwäche. Sie ermöglichte es Emilie Paravicini-Blumer, sich mit Gottlieb Hagnauer als ideales und gleichwertiges Paar zu erfahren, das sich im gegenseitigen Austausch befruchtete. Schreibend erzeugte sie die Gefühlswelt, auf die sie sich bezog, und veränderte zugleich auch deren Wirkungskraft. Dergestalt aber entwarf sie in der Beziehung zu Gottlieb Hagnauer sich selbst und den andern im Rahmen des imaginierten Ideals als einzigartig und unverwechselbar.[34] Sie beschrieb ihr Verhältnis zum ebenfalls verheirateten Politiker jedoch nicht als gegenseitige Liebe, sondern als gemeinsame Liebe für ein Drittes, als emotional und moralisch aufgeladenes Engagement im Dienste der Menschheit, das sowohl die Beziehung wie das Wirken nach aussen gleichermassen legitimierte. Sie konzipierte ihr Verhältnis als Freundschaft, aber als eine Freundschaft zwischen Frau und Mann, die aufgrund der ihnen zugeordneten Handlungsfelder unterschiedlich, aber dem gleichen Ideal verpflichtet agierten. So partizipierte sie über die Beziehung zu Gottlieb Hagnauer an der politischen Öffentlichkeit. Obwohl das Ideal der Freiheit mit dem Ideal der Männlichkeit verknüpft blieb,[35] leistete sie in ihren Augen einen Beitrag zur Entwicklung der Schweiz zum modernen Staat, indem sie bei Gottlieb Hagnauer Gefühle weckte. Das ermöglichte ihr als Individuum sich als Teil einer starken Gruppe zu verstehen, die dem bürgerlichen Wertesystem und dem politischen Konzept der Nation zum Durchbruch verhalf.[36]

Handeln im Zeichen von Freiheit und Volksbildung

Als handlungsfähiges Subjekt erfuhr sich Emilie Paravicini-Blumer, indem sie direkt am politischen Aufstieg des Bürgertums im Namen von Freiheit und Volksbildung partizipierte. Im Juli 1830 registrierte und kommentierte sie besorgt, die französische Julirevolution habe eine Aufrüstung provoziert und gefährde die Unabhängigkeit der Schweiz: «Die Wolken, die sich am Himmel Europas

zusammenziehen, lasten auf meinem Gemüt. Alles rüstet sich zum Krieg. […] Wir werden bald die Wahl haben, ob wir russisch, österreichisch oder französisch werden wollen; wenn ich daran denke, möchte mir die Brust zerspringen; es ist zum wahnsinnig werden; ha! ich, die Bürgerin eines freien Landes, sollte eine Sklavin werden! Nimmermehr! Lieber hundertfach Tod, als dieses schändliche Los! Wahrlich, die Geister der erschlagenen Helden, die zu Näfels für die Freiheit siegten, bluteten und starben, würden aus ihren Gräbern auf dem Friedhofe zu Mollis auferstehen, um solche Schande von den Enkeln zu wenden!»[37] Mit solchen Texten definierte sich Emilie Paravicini-Blumer in den Briefen an die Freundin in Zürich als Teil des souverän gedachten Volkes und Bürgerin im politischen Sinn. In pathetischer Sprache eignete sie sich die schweizerischen Ursprungsmythen und männlichen Heldengeschichten als Sinnhorizont an, der sie mit Exponenten der sich patriotisch gebenden Liberalen verband. «Freiheit» deutete sie dabei vielfältig, als nationale wie persönliche Unabhängigkeit, als Zustand, in dem man weder einer fremden Macht noch einer anderen Person unterworfen sei, in dem Rechte garantiert seien und kein Zwang herrsche.[38] Dieses Ideal von Freiheit sah Emilie Paravicini-Blumer auch im Kampf der Polen um ihre nationale Unabhängigkeit verwirklicht. Sie öffnete daher ihr «Herz» für die «heilige Sache» und übernahm im Kanton Glarus die Spendensammlung zugunsten der Opfer des ersten polnischen Aufstandes von 1830/31: «[E]s sind Unglückliche, denen ich wohltun kann.»[39] Selbstbewusst strich Emilie Paravicini-Blumer im Brief an die Freundin in Zürich ihren Sammelerfolg hervor. Sie führte ihn vor allem auf die geschickte Mobilisierung weiblichen Mitgefühls zurück sowie auf die von ihr organisierte Mithilfe bekannter Frauen in den einzelnen Glarner Gemeinden: «Kurz, ich fand hier einen urbaren Boden, von dem einst herrliche Früchte für das Vaterland zu gewinnen wären, wenn jemand verstünde, den rechten Samen zu pflanzen.»[40] Sie verfeinerte ihre Methode anlässlich der Sammlung für die Versorgung polnischer Waisenkinder im Dezember, indem sie bewusst angesehene «Damen» mit «mütterlichem Herzen» als Galionsfiguren für ihre Kampagne gewann: «Ich sammelte nur im Kreise der lieben Freunde und Bekannten stille Gaben, alle aus weiblichen Händen, und zwar aus wenigen, aber mit grossmütigem Sinn gereicht.»[41]

Ähnlich agierte Emilie Paravicini-Blumer auch, wenn sie das Ideal bürgerlicher Selbstverbesserung durch Bildung vertrat: So begrüsste sie etwa in ihrem Tagebuch die sich ankündenden Veränderungen zu Beginn des Jahres 1848 mit den Worten: «[…] Volksbildung, Volksbildung! Das Grosse Schlagwort der Zeit. Noch besser *Menschenbildung!* Es ist wunderbar zu sehen, wie sich die Massen zusammenbilden. Die untern Schichten hinauf, und Gelehrte und grosse Männer aller Fächer hinab, d. h. zur allgemeinen Verständlichkeit. Wie sie das geistig Erworbene gleich wieder zum Gemeingut zu machen streben.»[42]

Bereits in den 1830er-Jahren hatte sie versucht, dieses Ideal auch im Bereich der Mädchenbildung wirksam werden zu lassen. Ihre Absicht, sich in Heinrich Zschokkes *Schweizerboten* in die Diskussion zur Gründung eines schweizerischen Frauenvereins[43] einzubringen,[44] war jedoch an Zschokkes mangelndem Interesse gescheitert. In ihrem Heimatkanton dagegen gelang es Emilie Paravicini-Blumer, sich auf der Ebene der geschlechterkonformen Gemeinnützigkeit öffentlich einzumischen, indem sie Frauen aus ihrem Bekanntenkreis animierte, sich zu spezifischen Zwecken zu organisieren. Nachdem die Einrichtung weiblicher Arbeitsschulen aus Kostengründen verschoben worden war, initiierte sie 1838 die Gründung eines «Frauenzimmervereins», der in kürzester Zeit 2360 Gulden an Spendengeldern sammelte und damit nicht nur die Einrichtung der Arbeitsschule, sondern auch die Ausbildung von Arbeitslehrerinnen finanzierte.[45] Gemeinnützige lokale Frauenvereine wurden in dieser Zeit auch andernorts gegründet, jedoch gingen diese fast ausnahmslos auf die Initiative von Mitgliedern der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG) zurück, die zur Realisierung der Vereine ihre Ehefrauen beizogen.[46] Emilie Paravicini-Blumer gehörte zum bildungsbürgerlichen Milieu der Mitglieder der SGG, die 1836 die Gründung von Arbeitsschulen zum Programm erhoben hatte, sie reagierte aber aus eigenem Anstoss auf den finanzpolitisch motivierten Aufschub, was gerade unter Glarner Honoratioren anfänglich nicht unbedingt goutiert wurde.[47] Sie setzte ihr emotionales Engagement für die Volksbildung pragmatisch um und garantierte sich dadurch als Aufsichtsperson im Bereich der Arbeitsschule öffentlichen Einfluss.

Fazit: Eingrenzung des familiären Nahbereichs – Entgrenzung der Teilhabe an der Welt

Das durch emotionale Einbindung erzeugte Beziehungsgeflecht erfüllte Funktionen, die über den sogenannt privaten Rahmen hinausreichten. Für das Bürgertum war im 19. Jahrhundert ein solches Beziehungsgeflecht der notwendige informelle Kitt zur Festigung seines Aufstiegs, da es seine Stellung nicht mehr über ständische Privilegien, sondern über vermeintlich rein individuelle Leistungen ausbaute. Ermöglicht wurden diese Leistungen aber erst über die Absicherung durch das verwandtschaftliche Netzwerk, das als solches in der sozialen Interaktion immer wieder konstruiert und gefestigt wurde.[48] So ist der regelmässige Briefwechsel von Emilie Paravicini-Blumer mit ihren Verwandten in mehrfacher Hinsicht Ausdruck bürgerlicher Praktiken des 19. Jahrhunderts. Über die metaphernreiche Evokation des eigenen und fremden Leidens band Emilie Paravicini-Blumer die ihr Nahestehenden ein in eine Gemeinschaft der

Gefühle, die getragen war von einem endlosen Zirkulieren des Mitleidens. Ausgeschlossen von dieser Gefühlsgemeinschaft blieben die Geschwister, welche die geschlechtsspezifischen Erwartungen an einen bürgerlichen Lebenswandel und die Bedingungen für eine gegenseitige Anteilnahme nicht zu erfüllen vermochten: zum einen die Schwester Magdalena, die des liederlichen Lebenswandels bezichtigt wurde, zum anderen der Bruder Peter, der nach abgeschlossenen Studium aus psychischen Gründen die Ansprüche des Berufs als Pfarrer und Theologe nicht erfüllen konnte.

In und mit ihren Briefen definierte Emilie Paravicini-Blumer jedoch nicht nur die emotionale Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Verwandten und Bekannten, sondern sie schrieb sich im Briefwechsel mit ihrer Freundin Hortensia Margaretha Koller-Steinbrüchel während der Jahre als junge Ehefrau und Schwiegertochter in Glarus auch in einen breiteren Handlungsrahmen ein. Indem sie sich dabei auf das Bild der Unterjochung als verwerflichen Zustand einerseits und der Befreiung als heiliger Sache anderseits bezog, deutete sie ihre Stellung im Haus des Schwiegervaters als diejenige einer «orientalischen Sklavin» und legitimierte so nach dessen Tode auch ihren Widerstand gegen eine Einschränkung ihrer Handlungsfreiheit durch die Verwandtschaft ihres Ehemannes. Zugleich band sie ihr privates Schicksal in einen europäischen Deutungszusammenhang ein und verknüpfte damit auch ihre individuelle emotionale Haltung mit einer kollektiven. Sie erfuhr sich als Teil des öffentlichen Stroms der Meinungen, als Teil auch der ebenso von Männern wie Frauen getragenen politischen Bewegungen. Diese Einbindung lief unter anderem über ihre Beziehung zum radikalen Politiker Gottlieb Hagnauer. Der Aargauer verkörperte für sie den Typus des von Freiheitsidealen geprägten leistungsorientierten Staats- und Bildungsbürgers, der zum politischen Handeln der emotionalen Unterstützung bedurfte. Erst durch weiblichen Beistand wurde seine Gefühlswelt zum Motor seines Handels.[49] In der Funktion dieses weiblichen Beistands erfuhr sich Emilie Paravicini-Blumer als Frau und Gottlieb Hagnauer als Mann. Gleichzeitig sah sie sich in dieser Funktion als Teil der vom Freiheitsdiskurs getragenen liberalen und patriotischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts. So reproduzierte sie in der Deutung ihres Verhältnisses zu Gottlieb Hagnauer die bürgerlichen Geschlechterhierarchien und verstand dieses Verhältnis wegen der gemeinsamen Ideale zugleich als ein egalitäres. Emilie Paravicini-Blumer inszenierte sich als Teil einer Gemeinschaft der Gefühle, die sich, die Grenzen des familiären Nahbereichs sprengend, über die ebenso empathische wie tätige Anteilnahme am Kampf gegen bestehende oder drohende Unterdrückung und für die Verbreitung der Volksbildung konstituierte.

Anmerkungen

1 Rebekka Habermas, *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850),* Göttingen 2000, 12; Ute Daniel, «Die Erfahrungen der Geschlechtergeschichte», in Marguérite Bos, Bettina Vincenz, Tanja Wirz (Hg.), *Erfahrung. Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffes in der Geschlechtergeschichte, Beiträge zur 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung,* Zürich 2004, 59–70, hier 63.

2 Vgl. dazu u. a. Catherine Lutz, «Emotion, Thought, and Estrangement: Emotion as a Cultural Category», *Cultural Anthropology* 1/3 (1986), 287–309, bes. 295–298.

3 William M. Reddy, «Against Constructionism. The Historical Ethnography of Emotions», *Current Anthropology* 38 (1997), 327–340. Vgl. den Artikel von Daniela Saxer in diesem Band.

4 William M. Reddy, *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions,* Cambridge University Press 2001.

5 Rebekka Habermas, «Geschlechtergeschichte zwischen Diskurs und Erfahrung», Gastvortrag, 17. März 2005, Pädagogische Hochschule Zürich; Dies., «Selbstreflexion zwischen Erfahrung und Inszenierung. Schreiben im Bürgertum um 1800», in Sonja Häde, Heinz-Elmar Tenorth (Hg.), *Der Bildungsgang des Subjekts. Bildungstheoretische Analysen,* 48. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik, Weinheim 2004, 30–47, hier 37 f.; Peter Burke, *Was ist Kulturgeschichte?,* Frankfurt a. M. 2005, 138.

6 Dieser Beitrag entstand im Zusammenhang mit meiner Arbeit an einer ausführlichen Biografie von Emilie Paravicini-Blumer.

7 Andreas Schulz, *Lebenswelt und Kultur des Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert. Enzyklopädie deutscher Geschichte,* Bd. 75, München 2005. Als Überblick über die Forschungsansätze und die Literatur zum Bürgertum im deutschsprachigen Raum vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis in die Postmoderne ist dieses Buch von grossem Wert. Für die Untersuchungen zur Schweiz, die auch Ansätze der Geschlechterforschung berücksichtigen, verweise ich vor allem auf die Studien von Albert Tanner, *Arbeitsame Patrioten – Wohlanständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit der Schweiz 1830–1914,* Zürich 1995; Philipp Sarasin, *Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft, Basel 1846–1914,* Göttingen 1997; Heidi Witzig, *Polenta und Paradeplatz. Regionales Alltagsleben auf dem Weg zur modernen Schweiz 1880–1914,* Zürich 2000; Anne-Françoise Gilbert, *Kampf um die Welt, Sorge um sich selbst. Lebensentwürfe und kulturelle Räume lediger Frauen in der Moderne,* Königsstein/Taunus 2001; Caroline Arni, *Entzweiungen. Die Krise der Ehe um 1900,* Köln 2004, Kap. 2, 79–132.

8 Habermas (wie Anm. 1), 24 f.

9 Die Analyse einer Familienkorrespondenz von Dauphin, Pézerat und Poublan ist diesbezüglich äusserst aufschlussreich. Cécile Dauphin, Pierrette Pézerat, Danièle Poublan, *Ces bonnes lettres. Une correspondance familiale au XIXe siècle.* Préface de Roger Chartier, Paris 1995. Siehe auch Cécile Dauphin, «Des manuels épistolaires, pour quoi faire?», in Alfred Messerli, Roger Chartier (Hg.), *Lesen und Schreiben in Europa 1500–1900. Vergleichende Perspektiven,* Basel 2000, 437–450; Barbara Becker-Cantarino, *Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werke – Wirkung,* München 2000, 157–171.

10 Vgl. Ute Frevert, «Vertrauen als Gefühlshaltung», in Claudia Benthien, Anne Fleig, Ingrid Kasten (Hg.), *Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle,* Köln 2000, 178–197, hier 182 f.

11 Vgl. Christian Papillou, *Le Don de Relation. Georg Simmel – Marcel Mauss,* Paris 2002, Kap. 4 und 5.

12 Manfred Hettling, Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), *Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts,* Göttingen 2000, Einleitung, 7–21; Anne-Charlott Trepp, «Emotion und bürgerliche Sinnstiftung oder die Metaphysik des Gefühls. Liebe am Beginn des bürgerlichen Zeitalters», in ebd. 23–55; Rebekka Habermas, «Rituale

des Gefühls. Die Frömmigkeit des protestantischen Bürgertums», in ebd., 169–191; Anne-Charlott Trepp, *Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770–1840,* Göttingen 1996.

13 Schulz (wie Anm. 7), 21 und 65.

14 Vgl. u. a. Elisabeth Joris, «‹… der Himmel hat uns dagegen mit Gütern entschädigt …›. Geschlechter- und Familienkonzeptionen in der Korrespondenz einer Schweizer Pfarrfamilie (1. Hälfte des 19. Jahrhunderts)», in Christa Hämmerle, Edith Saurer (Hg.), *Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute* (L'Homme, Schriften, Bd. 7), Wien 2003, 89–112, hier 89 f.; Elisabeth Joris, Heidi Witzig, *Brave Frauen – Aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820–1940),* Zürich 1992, 241–244; Dauphin/Pézerat/Poublan (wie Anm. 9); Habermas (wie Anm. 1).

15 Habermas (wie Anm. 1), 23 f.

16 Vgl. Hämmerle/Saurer (wie Anm. 14), 9 f.; Christine Plante (Hg.), *L'Epistolaire est-il un genre féminin?,* Paris 1998.

17 Habermas (wie Anm. 1), 12.

18 Ich bin mir der Fragwürdigkeit dieser Bezeichnung bewusst, eine Umschreibung der Behinderung von Bartholomé Paravicini scheint mir aber notwendig, um den Handlungsspielraum Emilie Paravicini-Blumers zu beschreiben. Zur Problematisierung des Begrifflichkeit vgl. *traverse* 3 (2006), *Behinderung*, Einleitung, 17–23.

19 Nach Chartier sollte deshalb in der Forschung nicht dem Inhalt der Briefe zentrale Bedeutung zukommen, sondern den im Schreiben in Kraft tretenden Normen, Konventionen und Praktiken. Chartier, in Dauphin/Pézerat/Poublan (wie Anm. 9), 12 f.

20 Privatnachlass de Quervain in Bern, zehn Couverts; Privatnachlass Usteri im Homberg (Kanton Zürich); Privatnachlass Usteri, Staatsarchiv Zürich, Familien-Archiv Usteri 76.10/5; Einzelbriefe in verschiedenen Familiennachlässen in der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich.

21 Privatnachlass de Quervain, Briefe an die Nichten Emma und Betsy Usteri, 4 Umschläge. Ich habe die Briefe gemäss der nicht chronologisch definierten Einordnung in den Umschlägen durchnummeriert (Nummer des Umschlags, DQ für de Quervain, Nummer des Briefes). Die Berner Historikerin und Schriftstellerin Helene von Lerber hält sich in ihren langen Zitaten an den Wortlaut des Originals, hat aber die abgekürzten Worte ausgeschrieben und Veränderungen in der Orthografie und Interpunktion vorgenommen. Helene von Lerber, *Oben bleiben! Die Lebensgeschichte der tapferen Glarnerin Emilie Paravicini-Blumer, 1808–1885,* Glarus 1961.

22 Ein Ausschnitt einer Mater Dolorosa aus dem 14. Jahrhundert (Dirk Bouts) dient als Titelbild von Benthien/Fleig/Kasten, *Emotionalität* (wie Anm. 10). Vgl. die Analyse der Philosophin Martha C. Nussbaum, *Upheavals of Thought. The Intelligence of Emotions,* Cambridge 2001, 13, 41–48 und Kapitel II.II, «The cognitive structure of compassion», 304–327. Zur Sprache des Leidens und der Schmerzerfahrung siehe Gudrun Piller, «Krankheit schreiben. Körper und Sprache im Selbstzeugnis von Margarethe E. Milow-Huthwalcker (1748–1794)», *Historische Anthropologie* 2 (1999), 212–213; Roy Porter, «Pain and Suffering», in W. F. Bynum, Roy Porter (Hg.), *Companion Encyclopedia of the History of Medicine,* vol. 2, Routledge 1993, 1574–1591; Jakob Tanner, «Schmerz und die Konstruktion des Kulturellen», *Historische Anthropologie* 3 (1994), 489–502. Bezogen auf den kommunikativen Aspekt vgl. Veena Das, «Language and Body. Transactions in the Construction of Pain», in Arthur Kleinmann, Veena Das, Margaret Lock (Hg.), *Social Suffering,* Berkeley 1997, 67–93, hier 70.

23 Privatnachlass de Quervain, 4, DQ407, Brief an Emma Usteri, 23. 6. 1876.

24 Rebekka Habermas, «Weibliche Religiosität – oder: Von der Fragilität bürgerlicher Identitäten», in Klaus Tenfelde, Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Wege zur Geschichte des Bürgertums,* Göttingen 1994, 125–148, hier 129 f.

25 Privatnachlass de Quervain, 8, DQ1008, Brief von Katharina Usteri-Blumer an Emilie Paravicini-Blumer, 1. 3. 1853.
26 Von Lerber (wie Anm. 21), 238 f.
27 Reddy (wie Anm. 4), 211–256.
28 Barbara Rosenwein, im Beitrag von Scott McLemee, «Getting Emotional», *The Chronicle of Higher Education,* February 21 (2003) A14–A16; Barbara Rosenwein, «Worrying about Emotions in History», *American Historical Review* 107/3 (2002) 821–845. Vgl. auch Jeff Goodwin, James M. Jasper, Francesca Polletta (Hg.), *Passionate Politics. Emotions and Social Movements,* Chicago 2001.
29 Ute Frevert, «Angst vor Gefühlen? Die Geschichtsmächtigkeit von Emotionen im 20. Jahrhundert», in Paul Nolte et al. (Hg.), *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte,* München 2000, 95–111; Ute Frevert, «Vertrauen als Gefühlshaltung», in Benthien, Fleig, Kasten (wie Anm. 10), 178–197. Vgl. auch Ansgar Klein, Frank Nullmeier (Hg.), *Masse – Macht – Emotionen: Zu einer politischen Soziologie der Emotionen,* Opladen 1999.
30 Zur dynamisierenden Wirkung von «Freiheit» vgl. auch Rüdiger Safranski, *Friedrich Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus,* München 2004, bes. 52 f., 66, 73 ff., 93 f., 155 f.
31 Vgl. dazu auch den Beitrag zu Flora Tristans politischer Korrespondenz von Máire Cross, «The Correspondence of a ‹Sister in Humanity›», in Caroline Bland, Máire Cross (Hg.), *Gender and Politics in the Age of Letter-Writing, 1750–2000,* Aldershot 2004, 93–111.
32 Brief an Hortensia Margaretha Koller-Steinbrüchel, März 1831, zit. in von Lerber (wie Anm. 21), 68 f.
33 Vgl. Karin Hausen, «‹… eine Ulme für das schwankende Efeu›, Ehepaare im deutschen Bildungsbürgertum. Ideale und Wirklichkeit im späten 18. und 19. Jahrhundert», in Ute Frevert (Hg.), *Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert,* Göttingen 1988, 85–117.
34 Vgl. dazu auch Arni (wie Anm. 7), 7 f.
35 Hettling/Hoffmann (wie Anm. 12), 13.
36 Vgl. Wolfgang Hardtwig, *Hochkultur des bürgerlichen Zeitalters* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 169), Göttingen 2005, 14 f.
37 Brief an Hortensia Margaretha Koller-Steinbrüchel, 9. 12. 1830, zit. in von Lerber (wie Anm. 21), 65 f. Siehe auch Johanna Gehmacher, «Die Nation lieben. Zur Darstellung und Herstellung eines Gefühls», in Ingrid Bauer, Christa Hämmerle, Gabrielle Hauch (Hg.), *Liebe und Widerstand. Ambivalenzen historischer Geschlechterbeziehungen* (L'Homme, Schriften 10, Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft), Wien 2005, 125–143, hier 127.
38 Zur Aneignung des Begriffs in der Schweiz seit der Helvetik vgl. Tobias Kästli, «Freiheitsbegriffe – Freiheitsvorstellungen. Auf dem Weg zum schweizerischen Nationalstaat», in Andreas Ernst, Albert Tanner, Mathias Weishaupt (Hg.), *Revolution und Innovation. Die konfliktreiche Entstehung des schweizerischen Bundesstaates von 1848.* Die Schweiz 1798–1998: Staat – Gesellschaft – Politik, hg. von der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, Bd. 1, Zürich 1998, 35–47, hier 39 f.
39 Brief an Hortensia Margaretha Koller-Steinbrüchel, 28. 9. 1833, zit. in von Lerber (wie Anm. 21), 83.
40 Ebd.
41 Brief an Hortensia Margaretha Koller-Steinbrüchel, Dez. 1833, zit. in von Lerber (wie Anm. 21), 84 f.
42 Zit. in von Lerber (wie Anm. 21), 187.
43 Beatrix Mesmer, *Ausgeklammert – Eingeklammert. Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts,* Basel 1988, 52–55.
44 Brief an Hortensia Margaretha Koller-Steinbrüchel, 9. 10. 1831, zit. in von Lerber (wie Anm. 21), 151.

45 Privatnachlass de Quervain, 3, DQ312, Brief von Emilie Paravicini-Blumer an Emma Usteri, 13. 2. 1874.
46 Mesmer (wie Anm. 43), 50–55.
47 Privatnachlass de Quervain, 3, DQ312, Brief von Emilie Paravicini-Blumer an Emma Usteri, 13. 2. 1874.
48 Auf die Bedeutung des Verhältnisses von Familie, Klasse und Geschlecht für die Etablierung der Macht des Bürgertums im 19. Jahrhundert verweisen neben Habermas (wie Anm. 1), u. a. Tamara Michelle Zwick, *The Correspondence Between Public and Private: Women, Kinship, and Bürgertum in Early Nineteenth-Century Hamburg,* Diss., Los Angeles 2004; David Warren Sabean, *Kinship in Neckarhausen, 1700–1870,* Cambridge (MA) 1998; Leonore Davidoff, Catherine Hall, *Family Fortunes: Men and Women of the English Middle Class, 1780–1850,* Chicago 1987; Bonnie Smith, *Ladies of the Leisure Class. The Bourgeoisie of Northern France in the Nineteenth Century,* Princeton 1981.
49 Vgl. Martina Kessel, «Das Trauma der Affektkontrolle», in Benthien, Fleig, Kasten (wie Anm. 10), 156–177, hier 169.

Résumé

Le partage des sentiments comme pratique sociale. L'exemple de la correspondance d'une bourgeoise libérale et cultivée

La correspondance régulière adressée à sa famille par la bourgeoise cultivée qu'etait la glaronnaise Emilie Paravicini-Blumer (1808–1885) non seulement exprimait ses souffrances par le biais d'une foule de métaphores, mais conduisait aussi à rassembler ses proches en une communauté de sentiments, au cœur de laquelle la compassion circule à l'infini. Toutefois, un frère et une sœur étaient exclus de cette communauté de sentiments, car ils n'étaient pas en mesure de répondre aux attentes de genre liées au parcours de vie d'une bourgeoise, ni d'ailleurs aux demandes d'empathie pour le conjoint. On peut donc constater que les émotions intrinsèques à ce discours avaient aussi une fonction d'exclusion et d'inclusion. La correspondance d'Emilie Paravicini-Blumer lui permit de s'inscrire durant ses années de jeune mariée dans le foyer de son beau-père, mais également dans un espace d'action élargi, où elle put relier son destin propre à un contexte européen, et donc sa posture émotionnelle individuelle à un ensemble collectif. C'est ainsi qu'elle se constitua comme une partie des mouvements libéraux et patriotiques, dans la mesure où ces derniers se rapprochaient dans un élan commun de la «liberté», en l'occurrence conçue comme une catégorie morale. Une telle mise en avant émotionnelle de son propre devenir était une partie constitutive de la mouvance libérale. Celle-ci était d'ailleurs une manière de permettre aux femmes de s'intégrer au débat politique, tandis que la voie institutionnelle d'une participation à la chose publique leur restait fermée.

(Traduction: Frédéric Joye-Cagnard)